



Mehr als genug – wenn wir das wenige aus der Hand geben

EVANGELIUM (Mt 14,13-21)

In jener Zeit, als Jesus hörte, dass Johannes enthauptet worden war, zog er sich allein von dort mit dem Boot in eine einsame Gegend zurück. Aber die Volksscharen hörten davon und folgten ihm zu Fuß aus den Städten nach. Als er ausstieg, sah er die vielen Menschen und hatte Mitleid mit ihnen und heilte ihre Kranken. Als es Abend wurde, kamen die Jünger zu ihm und sagten: Der Ort ist abgelegen und es ist schon spät geworden. Schick die Leute weg, damit sie in die Dörfer gehen und sich etwas zu essen kaufen! Jesus aber antwortete: Sie brauchen nicht wegzugehen. Gebt ihr ihnen zu essen! Sie sagten zu ihm: Wir haben nur fünf Brote und zwei Fische hier. Er antwortete: Bringt sie mir her! Dann ordnete er an, die Leute sollten sich ins Gras setzen. Und er nahm die fünf Brote und die zwei Fische, blickte zum Himmel auf, sprach den Lobpreis, brach die Brote und gab sie den Jüngern; die Jünger aber gaben sie den Leuten und alle aßen und wurden satt. Und sie sammelten die übrig gebliebenen Brotstücke ein, zwölf Körbe voll. Es waren etwa fünftausend Männer, die gegessen hatten, dazu noch Frauen und Kinder.

Liebe Schwestern und Brüder,

Fünf Brote. Zwei Fische.

Fünf Brote, zwei Fische und fünftausend hungrige Männer... Frauen und Kinder wurden damals nicht einmal mitgezählt. Das heißt: Es waren vermutlich noch sehr viel mehr Menschen. Da muss man kein Mathematik-Leistungskursler sein, um zu erkennen: Das wird schwierig. Sehr schwierig. Wahrscheinlich hätte jeder vernünftige Mensch gesagt: „Das reicht hinten und vorne nicht.“ Und genau das sagen die Jünger.

Schickt sie wegl!

Es wird Abend. Die Menschen sind hungrig. Die Gegend ist abgelegen. Und die Jünger haben eine scheinbar vernünftige Idee: „Schick die Leute weg. Sie sollen in die Dörfer gehen und sich etwas zu essen kaufen.“ Das klingt zunächst logisch. Die Jünger sind keine schlechten Menschen. Sie haben die Not gesehen. Sie wissen nur nicht, wie sie damit umgehen sollen. Also soll das Problem möglichst weitergeschickt werden. In die nächsten Dörfer. Zu anderen Menschen. An eine andere Stelle.

Auch das kennen wir. Für dieses Anliegen ist eine andere Abteilung zuständig. Für diesen Menschen gibt es eine andere Einrichtung. Für diese Aufgabe gibt es bestimmt jemanden, der mehr Zeit, mehr Kraft oder mehr Ahnung hat. Wir schieben Probleme gerne weiter. Nicht unbedingt aus Gleichgültigkeit. Manchmal einfach deshalb, weil wir überfordert sind. Jesus aber sagt: „Sie brauchen nicht wegzugehen.“ Das ist ein bemerkenswerter Satz. Die Menschen müssen nicht weg. Sie dürfen bleiben. Bei Jesus gibt es kein Schild: „Wegen Überfüllung geschlossen.“ Kein: „Heute leider keine Kapazitäten.“ Kein: „Versuchen Sie es bitte morgen noch einmal.“ Die Menschen dürfen bleiben. Mit ihrem Hunger. Mit ihrer Sehnsucht. Mit ihrer Bedürftigkeit.

Gebt ihr ihnen zu essen!

Dann sagt Jesus zu den Jüngern: „*Gebt ihr ihnen zu essen!*“ Ehrlich gesagt: Ein ziemlich anspruchsvoller Satz. Vielleicht sogar ein bisschen unverschämte. Denn die Jünger haben nichts. Zumindest fast nichts. Keine Küche. Keine Vorräte. Keinen Caterer. Keinen Liefersdienst. Nur fünf Brote und zwei Fische. Vielleicht hätten wir Jesus geantwortet: „Herr, wir würden ja gerne, aber dafür fehlt uns das Personal.“ Oder: „Das ist finanziell nicht darstellbar.“ Oder etwas kirchlicher: „Dazu muss zunächst ein Ausschuss gebildet werden.“ Und wenn der Ausschuss fertig ist, sind die Leute wahrscheinlich längst verhungert. Jesus sagt nicht: „Diskutiert erst einmal ausführlich

darüber.“ Er sagt: „Gebt ihr ihnen zu essen!“ Das bedeutet: Schaut nicht nur auf das Problem. Schaut auf das, was ihr tun könnt.

Wir haben nur...

Die Jünger antworten: „*Wir haben nur fünf Brote und zwei Fische hier.*“ Dieses kleine Wort „nur“ ist gefährlich. Ich bin nur ein einzelner Mensch. Ich habe nur wenig Zeit. Ich kann nur ein bisschen helfen. Ich kann nur beten. Ich habe nur einen kleinen Glauben. Ich bin doch nur...

Wie oft machen wir uns selbst kleiner, als wir sind. Wie oft erklären wir das, was wir können, für bedeutungslos. Wie oft sehen wir zuerst das, was uns fehlt. Jesus schaut anders. Er fragt nicht: „Warum habt ihr nicht mehr?“ Er sagt nicht: „Das ist aber enttäuschend.“ Er sagt: „*Bringt sie mir her!*“

Bringt mir, was ihr habt

Das ist vielleicht der entscheidende Satz des Evangeliums: „*Bringt sie mir her!*“ Jesus verlangt nicht, dass die Jünger aus fünf Broten plötzlich fünftausend machen. Sie sollen kein Wunder produzieren. Das Wunder ist Gottes Sache. Die Jünger sollen nur das bringen, was sie haben. Das ist eine große Entlastung. Wir müssen nicht die Welt retten. Wir müssen nicht jede Not beseitigen. Wir müssen nicht immer stark sein. Wir müssen nicht für alles eine Lösung haben. Aber wir können bringen, was wir haben. Unsere Kraft. Unsere Zeit. Unsere Begabungen. Unsere Zweifel. Unsere Hilflosigkeit. Vielleicht sogar unsere Müdigkeit. Denn auch daraus kann Gott etwas machen. Das Wenige wird nicht dadurch wertvoll, dass es besonders groß ist. Es wird wertvoll, weil es in die Hände Jesu gelegt wird.

Jesus sieht den Hunger

Bevor Jesus die Menschen satt macht, heißt es: Er sah die vielen Menschen und hatte Mitleid mit ihnen. Jesus sieht nicht nur eine anonyme Menschenmenge. Er sieht den Einzelnen. Er sieht nicht einfach fünftausend Menschen. Er sieht fünftausend Geschichten. Fünftausend Hoffnungen. Fünftausend Sorgen. Fünftausend verschiedene Formen von Hunger. Denn wir Menschen hungern nicht nur nach Brot. Wir hungern danach, gesehen zu werden. Wir hungern nach Anerkennung. Nach Nähe. Nach einem guten Wort. Nach einem Menschen, der zuhört. Nach Sicherheit. Nach Frieden. Nach dem Gefühl: Ich gehöre dazu. Ich bin nicht vergessen. Ich muss nicht gehen.

Viele Menschen können heute ihren Kühlschrank füllen – und sind trotzdem innerlich hungrig. Es gibt Menschen, die haben alles, ein Haus, ein Auto, ein gutes Einkommen, einen prall gefüllten Terminkalender. Und trotzdem fehlt ihnen etwas Entscheidendes. Ein Mensch, mit dem sie reden können. Ein Ort, an dem sie nicht funktionieren müssen. Eine Hoffnung, die größer ist als das, was sie gerade belastet. Jesus sieht diesen Hunger.

Eine Welt, die niemals genug hat

Wir leben in einer merkwürdigen Zeit. Auf der einen Seite besitzen wir mehr als viele Generationen vor uns. Auf der anderen Seite haben wir ständig das Gefühl, dass es nicht reicht. Nicht genug Geld. Nicht genug Personal. Nicht genug Pflegekräfte. Nicht genug Erzieherinnen und Erzieher. Nicht genug Wohnungen. Nicht genug Zeit. Nicht genug Ehrenamtliche. Nicht genug Priester. Nicht genug Menschen, die bereit sind, Verantwortung zu übernehmen. Der Mangel ist real. Wir dürfen ihn nicht fromm schönreden. Fünf Brote sind fünf Brote. Zwei Fische sind zwei Fische. Doch Jesus weigert sich, dem Mangel das letzte Wort zu überlassen. Das ist der Unterschied. Wir sagen: „Es reicht nicht.“ Jesus fragt: „Was ist da?“ Wir sagen: „Es fehlen uns so viele Menschen.“ Jesus fragt: „Wer ist denn da?“ Wir sagen: „Früher war alles besser.“ Jesus fragt: „Was können wir heute tun?“

Das Wunder beginnt mit offenen Händen

Jesus nimmt die Brote. Er blickt zum Himmel. Er spricht den Segen. Er bricht das Brot. Und dann gibt er es weiter. Das Wunder beginnt mit einem Brot, das nicht festgehalten wird. Es wird aus der Hand gegeben. Es wird geteilt. Vielleicht ist das auch die geistliche Provokation dieses

Evangeliums: Das Problem ist manchmal nicht, dass zu wenig da ist. Das Problem ist, dass wir zu viel festhalten. Unsere Zeit. Unser Geld. Unsere Ideen. Unsere Positionen. Unsere Gewohnheiten. Manchmal sogar unseren Glauben. Wir hüten ihn wie einen privaten Besitz, anstatt ihn mit anderen zu teilen. Doch Brot, das man festhält, macht nur einen Menschen satt. Brot, das man teilt, kann eine Gemeinschaft entstehen lassen.

Jesus braucht unsere Hände

Jesus verteilt das Brot nicht allein. Er gibt es den Jüngern. Und die Jünger geben es den Menschen. Das bedeutet: Jesus handelt – aber er handelt durch Menschen. Er könnte alles allein tun. Aber er will uns beteiligen. Er braucht unsere Hände. Unsere Füße. Unsere Stimme. Unsere Aufmerksamkeit. Wir Christen falten die Hände nicht, damit sie anschließend für immer gefaltet bleiben. Wir falten sie, damit Gott sie öffnen kann. Zum Helfen. Zum Teilen. Zum Trösten. Zum Anpacken. Zum Segnen.

Manchmal ist ein Mensch selbst die Antwort auf das Gebet eines anderen. Vielleicht betet jemand: „Gott, lass mich nicht allein.“ Und Gott schickt keinen Engel mit Flügeln. Er schickt einen Menschen, der anruft. Vielleicht betet jemand: „Gott, gib mir neuen Mut.“ Und plötzlich sagt jemand einen Satz, der aufrichtet. Vielleicht bittet jemand um Hilfe. Und Gott antwortet durch unsere offenen Hände.

Was geben wir den Menschen?

„Gebt ihr ihnen zu essen!“ Dieser Satz gilt auch für die Kirche. Was geben wir den Menschen, die zu uns kommen? Bekommen sie nur Gottesdienstzeiten? Pfarrnachrichten? Regeln? Formulare? Sitzungsprotokolle? Oder bekommen sie etwas, das ihre Seele nährt? Ein herzliches Willkommen? Ein offenes Ohr? Ein ehrliches Interesse? Eine Gemeinschaft, in der sie nicht perfekt sein müssen? Eine Botschaft, die Hoffnung macht? Kirche darf nicht nur von der Liebe Gottes reden. Sie muss sie spürbar machen. Sonst bleiben es schöne Worte. Menschen werden nicht dadurch satt, dass wir ihnen erklären, wie wichtig Brot ist. Man muss es ihnen geben.

Zwölf Körbe bleiben übrig

Am Ende werden alle satt. Und dann bleiben noch zwölf Körbe übrig. Das ist schon erstaunlich. Am Anfang lautet die Rechnung: Zu viele Menschen. Zu wenig Brot. Keine Chance. Am Ende lautet die Rechnung: Alle satt. Zwölf Körbe übrig. Die Mathematik Gottes funktioniert offenbar anders. Nicht immer nach unseren Regeln. Nicht immer nach unserem Taschenrechner.

Dieses Evangelium bedeutet nicht: Wir müssen nur genug glauben, dann löst sich jedes Problem von allein. So einfach ist das Leben nicht. Menschen bleiben krank. Beziehungen zerbrechen. Kräfte gehen zu Ende. Gebete scheinen unerhört zu bleiben.

Was sind meine fünf Brote?

Dieses Evangelium stellt uns heute eine ganz einfache Frage: Was sind meine fünf Brote und meine zwei Fische? Was habe ich? Nicht: Was fehlt mir? Nicht: Was können andere besser? Nicht: Was müsste die Kirche eigentlich tun? Sondern: Was kann ich geben?

Vielleicht kann ich gut zuhören. Vielleicht kann ich organisieren. Vielleicht kann ich kochen. Vielleicht kann ich einen Menschen zum Lachen bringen. Vielleicht kann ich beten. Vielleicht kann ich musizieren. Vielleicht kann ich gut mit Kindern umgehen. Vielleicht habe ich Lebenserfahrung. Vielleicht habe ich selbst eine schwere Zeit erlebt und kann deshalb einem anderen glaubwürdig sagen: „Du kommst da durch.“ Das mag wenig erscheinen. Aber vielleicht ist genau das dein Brot. Vielleicht ist genau das dein Fisch. Und Jesus sagt: „Bring es mir.“

Das Wenige kann reichen

Wir müssen nicht alles haben. Wir müssen nicht alles können. Wir müssen nicht überall helfen. Aber dort, wo wir sind, können wir anfangen. Vielleicht entsteht das Wunder nicht immer groß und spektakulär. Vielleicht beginnt es klein. Ein Anruf. Eine Einladung. Eine Stunde Zeit. Ein

ehrliches Gespräch. Eine geteilte Mahlzeit. Ein versöhnliches Wort. Ein Mensch, der plötzlich merkt: Ich bin nicht allein. Vielleicht werden damit keine fünftausend Menschen satt. Aber möglicherweise genau der eine Mensch, den Gott uns anvertraut hat. Fünf Brote. Zwei Fische. Ein bisschen Vertrauen. Und offene Hände. Mehr braucht Gott manchmal nicht, um anzufangen. Und vielleicht stellen wir am Ende überrascht fest: Es hat gereicht. Nicht, weil wir so viel hatten. Sondern weil wir das Wenige nicht festgehalten haben.

Gott segne Sie.

Bernd Michael Pawellek